



---

Prose Fiction

Sophie

---

1869

## Im Dorf-Salon

Claire von Glümer

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Glümer, Claire von, "Im Dorf-Salon" (1869). *Prose Fiction*. 411.

<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/411>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

Verbindung die „Sieben Todsünden“ erwachsen. Man sieht aus ihrer mannigfachen Umarbeitung, wie reiflich Makart das Bild erwogen, wie langsam er es componirte. Man begreift, wenn man alle diese Zeichnungen sieht, deren Entstehung in verschiedene Jahre fällt, wie der Künstler bei seiner großen Pinselfertigkeit das Riesenbild in der kurzen Zeit von sechs Wochen malen konnte. Es handelte sich eben nur mehr um die technische Ausführung; die Idee, die Gruppen, die ganze Handlung des Bildes waren längst vorbereitet und durchgedacht.

Während ich die Blätter betrachtete, die mir Makart mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit vorlegte, erzählte er in seiner langsamen, leisen Sprechweise Einiges aus seinem Leben. Viel war es nicht; er ist entweder nicht mittheilbar, oder er hat, wie so viele bedeutende Naturen, stets mehr innerlich als äußerlich gelebt. In der reizenden Alpenstadt Salzburg, zwischen dem Vaterhause Mozart's und dem Grabe des ruhelosen Paracelsus geboren, ist Makart gegenwärtig neunundzwanzig Jahre alt. Frühzeitig regte sich in dem Knaben das Talent; er begann die Gestalten seiner Phantasie hinzuzichnen, sobald er weißes Papier zur Hand hatte. Ein als Kunstdilettant und Kunstfreund wohlbekannter Onkel, Namens Kirchmaur, sah die Skizzen des Neffen und gab den Anstoß, daß man ihn an die Akademie nach Wien schickte. Allein Makart und die Akademie vertrugen sich nicht miteinander, schon damals nicht. Nach einem Jahre brannte der angehende Künstler plötzlich durch und erschien wieder im Vaterhause. Natürlich schlugen Vettern und Vasen über den ungerathenen Jungen die Hände zusammen. Man hielt Familienrath und dessen Beschluß lautete dahin, Hans solle Graveur werden und zu einem Meister dieses mühsamen Kunsthandwerks in die Lehre gehen. Wieder griff der Onkel hülfreich ein und rettete so Makart seinem wahren Berufe, der deutschen Malerei ein großes Talent. Er sandte den neunzehnjährigen Jüngling im Herbst 1859 nach München, wo er bald unter die Schüler Piloty's aufgenommen ward. Er nahm jedoch von der Malweise seines Lehrers wenig an; als Schüler Piloty's erkennt man ihn bloß an dem reichen Gedankeninhalt seiner Bilder. In diesen liegt ein Piloty verwandter Geist. Nur stürmt in Makart noch das ganze Feuer der Jugend, während sich in Piloty der schäumende Most bereits zu goldenem Wein abgeklärt hat.

Nachdem wir eine Stunde geplaudert, nahm ich Abschied von dem reichbegabten Künstler. Ich ging mit dem Bewußtsein, daß ich die Werkstätte eines großen Talenten geschaut, mit dem herzlichsten Wunsche, Hans Makart möge in Wien fröhlich weiterschaffen und hier eine zweite Heimat finden.

Karl v. Thaler.

Im Dorf-Salon.

Genrebild aus dem Béarn.

Von Claire von Glümer.

Ah, ma mèi, qu'es doun hourouse,  
D'aver ùo gouï coum you.

(Béarnisches Tanzlied.)

Unter den kleinen weißen Häusern, die den Platz von Surançon umschließen, ist das der Mutter Sylvaine eins der kleinsten und ältesten. Es ist eine echt béarnische „Case“, deren einziges Gemach im Erdgeschosse zugleich als Küche, Schlafstube, Eßsaal und Besuchzimmer dient. Sein Fußboden besteht nur aus festgestampftem Lehm, sein Fenster hat kein Glas, seine Thür von rohem Eichenholz kein Schloß und der hohe Kaminmantel ist aus kaum behauenen grauen Marmorblöcken schwerfällig zusammengefügt. Aber trotzdem ist dies Häuschen der Inbegriff der Behaglichkeit. Die Wände sind blendend weiß, Tisch und Bänke rein geschuert; das große Bett ist mit Sergevorhängen verhüllt, neben dem Kamin prangt eine Doppelreihe blinkender Kupferkasserolen, an der Decke hängen Speckseiten und schön geflochtene Zwiebelschnüre, und da sich für jeden Gast ein Glas Wein und ein paar geröstete Kastanien finden, da Mutter Sylvaine jederzeit für die klugen Gespräche der Alten ein offenes Ohr hat und für die Freuden der Jugend einen freundlichen Blick, ist's kein Wunder, daß sich den ganzen Winter hindurch zum Feierabend ein großer Kreis bei ihr versammelt.

Auch heute sind die Nachbarn und Freunde gekommen, obwol der Regen in Strömen niederschießt und der Nordwind die Eichen auf dem Plage zerzaust, daß sie ächzend die knorrigen Arme zusammenschlagen. Cabet Cabuchon, der große Weinbauer, und seine dicke, würdevolle Frau, Marianotte, die alte hagere Pfarrköchin mit der vornehmen, weißen, feingefälkelten Stirnbinde über dem bunten Kopftuche, Jean-Baptiste, der lahme Schneider, „der klüger ist, als mancher Stadtherr“, Prosper Badoü, der Schmied, mit seiner unvermeidlichen kurzen Pfeife, und die Frau vom Hause nehmen die Ehrenplätze am Feuer ein, während sich hinter ihnen, in zweiter Reihe, die jüngeren Leute gruppirt haben.

Diese zweite Reihe sitzt ziemlich im Dunkeln, denn die Pechkerze im Eisenringe der Brandmauer erleuchtet nur den nächsten Kreis. Daher mag es wol kommen, daß das Spinnen der jungen Mädchen so gar wenig bringt. Marianotte ist freilich der Ansicht, daß die jungen Burschen daran Schuld sind und so oft Mutter Sylvaine ein neues Bündel trockener Heben auf die verglimmenden Kohlen legt, läßt die

Pfarrköchin die strengen Augen in die Runde gehen und runzelt die Stirn, wenn bei dem aufzüngelnden Flammenschein zwei geneigte Köpfe auseinander fahren.

Aber Jean-Baptiste, der Schneider, der mit der frommen Dame auf Kriegsfuße lebt, hat eben so scharfe Augen als sie und giebt den Beweis, daß die Kinder der Finsterniß klüger sind, als die Kinder des Lichts. Sobald er einen seiner Lieblinge — und dazu gehören Alle, die jung, hübsch und verliebt sind — durch den tugendhaften Eifer der Pfarrköchin bedroht sieht, bringt er ein neues unwiderstehliches Gesprächsthema auf: die Wahl des Maire, — oder die Ochsen, die der Bäcker gekauft hat — oder die letzte Maisernte. Der Cadet Caduchon, der Alles aus dem Fundament versteht, wie das bei einem so reichen Manne natürlich ist, giebt mit schallender Stimme seine Meinung darüber ab; Prosper Badoon wirft spöttische Bemerkungen dazwischen und Mutter Sylbaine bringt die Männer durch ihre Fragen dazu, immer weiter zu schwagen — kurz, Marianotte kommt einmal wieder zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß die meisten Leute für Wohlstandigkeit und Tugend weder Zeit noch Sinn haben.

Inzwischen ist das Klüstern und Kokettiren fortgegangen und endlich kommt der Uebermuth der Jugend zum Ausbruch. Michel Landou, gewöhnlich der braune Michel genannt, macht den Sprecher.

„Laßt uns tanzen!“ ruft er, indem er die Hand der neben ihm sitzenden Claudine erfaßt und Mutter Sylbaine, die immer bereit ist, auf solche Thorheiten einzugehen, stimmt das beliebte Tanzlied an:

Ah, ma mei, qu'es donn' hourouse,  
D'aver si goui coum you.  
(„Mutter, oh wie glücklich bist Du,  
Daß Du mich zur Tochter hast!“)

aber der rothe Martin, ein übermüthiger Bursche, der in Alles dreinreden muß, läßt sie nicht weiter singen.

„Wißt Ihr nichts Anderes, Mutter Sylbaine“, ruft er aus; „immer die alte Litanei:

You qué coust, you qué héli  
You qué troussi la maison  
(„Nähe stink und spinne fein,  
Halte Dir das Hänschen rein.“)

so hieß es, als ich noch in die Schule ging und nur zusehen durfte, wenn die Großen tanzten; so habt Ihr gesungen, als ich mich vor drei Jahren nach Carcassonne vermietete, und nun ich wieder da bin, ist's noch immer dasselbe . . . Das hat man endlich satt! Besinnt Euch 'mal auf was Neues, Besseres.“

„Was Besseres?“ wiederholt der Schneider und seine kleinen Augen funkeln. „Ei, seht doch! Ist denn das Neue immer auch besser? Das Lied ist gut, mein Junge, und wenn Du jemals eins zu Stande bringst, das so viel Füße in fröhliche Bewegung setzt, so kannst Du stolz sein.“



Gez. von E. Kurzbaier.

Gez. von E. Kurzbaier.

Die arme Kleine war ohnmächtig geworden.

(S. „Im Dorf-Salon.“)

Die Anwesenden lachen, aber der rothe Martin fühlt sich nicht besiegt.

„Was sollen die armen Füße machen, wenn ihnen nichts Anderes gesungen wird?“ giebt er spöttisch zur Antwort. „Ihr solltet nur hören, was man in Carcassonne singt, wo ich drei Jahre gebient habe und in Toulonse, wohin ich alle vier Wochen zum Markt gefahren bin . . .“

„Und in Montpellier, das Du auch 'mal gesehen hast!“ unterbricht ihn der Schneider. „Laß es gut sein, Rother! Deine fremden Städte gehen uns nichts an. Béarn — das weiß jedes Kind — Béarn ist der beste Theil von Frankreich; in Béarn ist's nirgend so gut, als im Lande von Pau und im Lande von Pau giebt's kein Dorf, das schöner, wohlhabender und lustiger wäre, als unser Surançon. Nirgends sind die Männer so klug und die Frauen so hübsch! Hab' ich nicht recht, meine lieben Nachbarn und Freunde?“

„Ja! ja! in Surançon ist's am Besten!“ ruft der Chor; aber der rothe Martin erträgt es nicht, daß Jean-Baptiste das letzte Wort behält.

„Freilich, Ihr müßt wissen, wo es am Besten ist!“ ruft er, sobald der Beifall verklingt. „Wer so weit in der Welt herumgekommen ist, als Ihr . . . Ich glaube gar, Ihr seid einmal in Bétbaram gewesen, und das ist gut und gern vier Stunden von hier.“

Jetzt hat der rothe Martin die Lacher auf seiner Seite, aber Jean-Baptiste läßt sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen.

„Kluger Leute brauchen nicht zu reisen, um zu wissen, wie es in der Welt draußen aussieht“, giebt er gleichmüthig zur Antwort. „Nicht wahr, Cadet Caduchon, nicht wahr, Mutter Sylvaine, Ihr seid auch nicht weit herumgekommen und wißt doch Bescheid! Und was mich betrifft, so brauche ich dazu nicht einmal eine besondere Klugheit; denn mein Vater ist mit dem großen Kaiser in Italien gewesen und über dem Rhein drüben und bis nach Rußland hinein . . . und von Allem, was er gesehen hatte, wußte er so gut zu erzählen, daß man es sozusagen leibhaftig vor Augen sah und mit erlebte . . .“

„Was Niemand besser bezeugen kann, als ich“, fällt Prosper Vadon ein und seine listigen Augen glitzern unter den überhängenden Brauen. „Sind mir doch bei seiner Beschreibung der russischen Winternächte beide Ohren erfroren . . .“

„Schämt Euch, Prosper! wie könnt Ihr dieser Jugend solche Lügen aufstischen“, ruft Marianotte empört und zu den lachenden Burschen und Mädchen gewendet, fährt sie fort: „An den erfrorenen Ohren ist Niemand schuld, als der Prosper selbst. In seiner Jugend ist er nämlich mehr auf der Färd- und Bärenjagd zu finden gewesen, als bei der Arbeit und da hat er sich eines Tages oben im Gebirge verirrt . . .“

„Das sind alte Geschichten, das wissen wir Alle!“ fällt ihr der kleine Schneider voll Ungeduld in's Wort. „Was aber das Tanzlied betrifft, das der rothe Martin verachten möchte, so hat es damit seine eigene Bewandniß.“



„Seine eigene Bewandniß? . . . Was ist's damit? . . . Erzählt, Jean-Baptiste! erzählt!“ heißt es rings im Kreise, die Fernsitzenden rücken näher, Mutter Shlwaine legt ein neues Nebenbündel in's Feuer und der kleine Schneider blickt triumphirend umher. Für diesen Abend ist er Matador! Prosper Vadou, Marianotte und der rothe Martin sind aus dem Felde geschlagen, selbst der tanzlustige Michel ist besiegt, denn Geschichten hören ist noch jetzt, wie zur Zeit der schönen Margarethe von Valois, die Lieblingsunterhaltung der Béarnier.

„Ja, ja, das Tanzlied!“ fängt Jean-Baptiste nach der üblichen Kunstpause an, „mit dem hat es freilich seine eigne Bewandniß und nicht umsonst ist es so beliebt geworden, daß weit und breit kein Carneval und kein Dorffest, keine Hochzeit und kein Jahrmart stattfinden, wo es nicht gesungen würde.“

„Mutter, o wie glücklich bist Du,  
Daß Du mich zur Tochter hast!  
Nähe stink und spinne sein,  
Halte Dir das Häuschen rein.“

Das klingt so einfach als möglich, dumm wol gar — und doch haben diese Worte geholfen, ein böses Weib zur Vernunft zu bringen und ein paar junge Herzen glücklich zu machen. Der Segen der Heiligen ist eben nicht nur bei Denen, die Ekstasen singen und in der Fastenzeit nichts als Sardinenköpfe essen, sondern auch bei fröhlichen Herzen und in lustigen Melodien.“

Ein unwilliges Kopfaufwerfen der Pfarrköchin beweist, daß Jean-Baptiste verstanden worden ist. Er aber thut gleichmüthig einen tiefen Zug aus dem Weinglase, das ihm Mutter Shlwaine zuschiebt, streicht das lange graue Haar aus der Stirn und fährt, von den Blicken und Zurufen der Anwesenden ermuntert, zu erzählen fort:

„Was ich Euch jetzt mittheilen will, meine lieben Nachbarn und Freunde, ist eine so alte Geschichte, daß sich nur noch wenig Leute in Surançon darauf besinnen werden. Ich war damals ein junger Bursche, zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt, lustig wie nur Einer und trotz meines lahmen Fußes zu jedem tollen Streich bereit. Der lustigste und schönste unter uns war aber der Pierre Galoubet, der Sohn des reichsten Weinbauers, den es dazumal in Surançon gab. Sein väterliches Haus lag am Ende der Dorffstraße, wo der Bach zum Gaye hinunter fließt. So weit das Auge reichte, gehörte Alles diesseit des Baches seinem Vater; jenseit des Baches fingen die Felder des Bäckers Ducaze an, der ebenfalls zu den Reichen zu zählen war. Eigentlich sollte ich sagen: die Felder der Bäckerin; denn der Etienne Ducaze war ein armer Tropf, der nach einem bösen Nervenstößer sein bißchen Verstand vollends verloren hatte, Tags über still vor sich hinfächelnd in der Sonne und Abends eben so am Feuer saß. Trotzdem ging in seiner Wirthschaft Alles wie am Schnürchen, denn seine Frau, die Maxime, war, was man ein meisterliches Weib zu nennen pflegt. Ohren hatte sie, wie ein Hase, Augen wie ein Fuchs und eine Zunge . . . ja, für

die giebt es eigentlich keinen passenden Vergleich. Alles zitterte vor dieser Zunge, Niemand aber mehr als die älteste Tochter der Maxime, die blonde Madelon, ein zierliches, stilles Kind mit den sanftesten blauen Augen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Die Madelon war ihrem armen Vater ähnlich und stand darum nicht in Gunst bei ihrer großen, starkknochigen, lautsprechenden Mutter, die ihre ganze Zärtlichkeit ihrer zweiten Tochter, der Marie Louise zuwendete. Die Marie Louise war eigentlich mit ihrer vollen Gestalt, ihrem frischen Gesicht, ihren feurigen Augen, ihren glänzend schwarzen Haaren und weißen Zähnen ein schönes Mädchen zu nennen, aber ihr Hochmuth verdarb das Alles. Wenn man sie grüßte, nickte sie nur so von oben herunter und wenn jedes Abisiat\*) aus ihrem Munde ein Goldstück gewesen wäre, hätte sie nicht geiziger damit sein können. Ihre liebste Unterhaltung war, sich im Spiegel zu besehen, oder bei Tanzgelegenheiten, Processionen und anderen Festen ihren Staat bewundern zu lassen. Zur Arbeit hielt sie sich zu vornehm und wenn sie mit dem Marktwagen nach Pau fuhr, geschah es nur, um sich neuen Putz zu holen. Kam sie dann mit ihren Einkäufen nach Haus, so hieß es: „Madelon, die Schürze muß bis morgen gesäumt sein . . . Madelon, die Schürze muß ich zur Sonntagsmesse haben“, und dann saß Madelon, nachdem sie ihre Hausarbeit fertig hatte, die halbe Nacht bei der Pechkerze und nähte, daß ihr die Augen trübe und die kleinen Hände lahm wurden. Zu sehen bekam man sie nur in der Kirche oder wenn sie Abends neben ihrem Vater saß. Mit einem Worte, es war bei der Maxime genau wie in dem Märchen von der bösen Königin: die Madelon wurde behandelt, als ob sie die Stief Tochter wäre und die Marie Louise war die hoffährige Prinzessin, die Alles commandirt.

Jahre lang war das fortgegangen und weil es immer so war, gab Niemand mehr Acht darauf. Eines Abends aber, ich weiß es noch wie heute, wurde plötzlich ganz Surançon an die kleine Madelon erinnert.

Es war im Hochsommer; der Tag war heiß gewesen, auch nach Sonnenuntergang blieb es schwül und so war es ungewöhnlich einsam auf der Dorfgasse, die ich von meinem Arbeitsplatz am Fenster der Rose Barry, wo ich jede Woche einen Tag zu nähen pflegte, übersehen konnte. Nur einige Kinder spielten vor den Häusern und beim Bäcker drüben saß der alte Ducaze vor der Thür und wackelte mit dem Kopfe.

Auf einmal erhebt sich ein wüster Lärm, vom Plaze her kommt es schreiend und stampfend die Gasse entlang. „Der Stier! der Stier!“ hör' ich rufen und in demselben Augenblick seh' ich ihn heranrasen, Schaum vor dem Maule, die Augen mit Blut unterlaufen, die Seiten mit dem Schweife peitschend und mit den Hörnern Nasenstücke und Erde umherschleudernd. Die spielenden Kinder flüchten in die nächsten Häuser, alle Thüren werden geschlossen, angstvolle Gesichter erscheinen an den Fenstern und alle wenden sich voll Entsetzen nach dem Bäckerhause, und

\*) Abisiat oder Abisat (Gott befohlen): der übliche Gruß in Béarn.

Alle, die den Stier verfolgen, brechen in einen Schreckensruf aus, denn die Maxime macht ihre Thür zu, unbekümmert um den alten, kranken Mann, der noch draußen sitzt und blödsinnig vor sich hinlacht, während das wüthende Thier herankümt. . . Er scheint verloren! Da öffnet sich die Gartenthür neben dem Hause, Madelon stürzt daraus hervor, eilt auf den Vater zu, faßt seinen Arm, reißt den sich Sträubenden vom Sessel auf und sucht ihn fortzuziehen. Aber er sträubelt und fällt auf die Knie — jetzt ist er verloren! Da wirft sich Madelon mit ausgebreiteten Armen über ihn und ihr Gewand ist's, in das sich die Hörner des Ungethüms einbohren.

Im nächsten Moment habe ich nichts mehr gesehen; mein Herz stand still und unwillkürlich schlug ich die Hände vor die Augen. Aber gleich darauf hörte ich lautes Jubelgeschrei und als ich aufblickte, war der Retter da. Wie der heilige Georg sah er aus, als er so auf dem Nacken des Thieres kniete, dessen Hörner er mit beiden Händen niederhielt. Jeder Muskel seiner Riesengestalt war straff gespannt, seine rothe Schärpe glänzte im Abendlicht und sein langes schwarzes Haar war wie von einem Heiligenschein übergossen.

Aber nicht Sanct Georg, sondern der Pierre Galoudet war's, der so im rechten Augenblick als Helfer erschienen. Natürlich litt es mich nicht im Hause, doch ehe ich mit meinem lahmen Fuß hinüberkam, war der Stier gebunden; die Nachbarn hatten den alten Ducase aufgerichtet und der Galoudet hielt die kleine Madelon im Arm, die den Kopf an seine Schulter lehnte und bitterlich weinte, bis die Maxime mit einem Gesicht wie sieben Donnerwetter aus dem Hause trat und Mann und Tochter hineinholte.

Daß diesen Abend überall wo sich Bekannte zusammenfanden, von nichts die Rede war, als von dem Kraftstück des Galoudet und von der Liebe und dem Muth, die Madelon bewiesen, versteht sich von selbst. In den ersten Tagen zogen die Leute wie zur Procession nach dem Bäckerhause, um die Madelon zu sehen, bis die Geschichte, wie Alles in der Welt, in Vergessenheit gerieth.

Nur Einer wurde nicht so schnell damit fertig, das war der Galoudet. Am vierten oder fünften Abend nach jenem Vorfall — es war ein Dienstag — kam er zu mir. Eine Weile sprach er von Diesem und Jenem, aber ich merkte wol, daß ihm was Besonderes auf dem Herzen lag. Endlich kam er damit heraus und wunderbar war's, wie er dabei die Augen niederschlug, das Barett in den großen Händen drehte und mit leiser Stimme sprach — genau wie ein verlegnes Frequenzzimmer.

„Jean-Baptiste, ich denke, daß Du mein Freund bist“, sagte er, „beweis mir das jetzt; das heißt, höre mich ernsthaft an und thu' was ich von Dir verlange, ohne weiter zu fragen.“

„Was möglich ist, thu' ich schon“, gab ich zur Antwort.

„Nun gut“, fuhr er fort und athmete so schwer, als ob er einen Berg hinauf gelaufen wäre, „richt' es so ein, daß ich die Madelon einmal ungestört sprechen kann. Daß ich nichts Unrechtes im Sinn habe,

brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Aber die Menschen sind schlecht und für nichts in der Welt möchte ich schuld sein, daß die Kleine in's Gerede käme. Darum muß die Sache vorsichtig angefangen werden und darum mußt Du mir helfen. . . Du bist ein Schlaupfuhl und bald muß es sein. . . ich kann es nicht mehr aushalten.“

„Aha, bist Du endlich auch so weill!“ dachte ich mit einer kleinen Schadenfreude, denn bisher hatte sich Galoudet über Alles, was Liebe heißt, lustig gemacht. Aber er hatte ausdrücklich verlangt, daß ich ernsthaft bleiben sollte. Ich bezwang mich also und antwortete:

„Die Madelon sprechen? Das wird sich schon morgen machen lassen. Ich arbeite morgen bei der Maxime und denke wol, daß sie mit der Marie-Louise zum Markte nach Pau fährt. Komm also um die Mittagszeit vorbei, ich sitze am Fenster und werde Dir zuwinken, wenn die Luft rein ist. Sollte Dich Jemand sehen, so bist Du bei mir gewesen.“

Der Galoudet sagte: ich wäre ein echter, rechter Freund, sein Leben würde er mir das nicht vergessen und am folgenden Tage stellte er sich pünktlich ein. Ich gab das Zeichen, denn die Maxime war richtig mit ihrer Lieblingstochter nach Pau gefahren. Der Vater Ducase schlief in der Kammer im Lehnstuhl und die Madelon saß neben ihm und putzte Gemüse für den Suppentopf, der am Feuer brodelte. Plötzlich wurde sie dunkelroth und stand so hastig auf, daß die Rüben, Kohlköpfe und Zwiebeln, die sie auf dem Schooße hatte, in die Asche kollerten. Der Galoudet war eingetreten; er ging schnell auf sie zu, faßte ihre Hand und hielt sie fest, obwol sich das junge Mädchen nach der ersten Begrüßung loszumachen suchte.

„Wenn Du zu meiner Mutter willst. . . die ist nicht zu Hause!“ stieß sie mühsam hervor.

„Nein, zu Dir will ich“, gab er zur Antwort, zog, ohne sie loszulassen, einen zweiten Schemel an's Feuer, setzte sich und zwang sie damit ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Ich wollte fortgehen, denn ich hatte das fatale Gefühl, im Wege zu sein; aber Madelon fragte so ängstlich: „Wohin gehst Du, Jean-Baptiste?“ und der Galoudet winkte mir so heftig zu, daß ich mich wieder setzte und die Arbeit zur Hand nahm, während er sanftmüthig, wie ich's ihm nimmermehr zugetraut hätte, zu sprechen fortfuhr.

„Höre mich an“, sagte er, „und gib mir aufrichtig Antwort. . . aufrichtig wie in der Beichte: was hältst Du von mir?“

Sie blickte flüchtig auf, wurde roth, ihre Lippen bewegten sich, aber ich hörte keinen Laut.

„Man nennt mich den wilden Galoudet“, fing er nach einer Pause wieder an, „und ich will's nicht abstreiten, daß ich den Namen verdiene. Thorheiten hab' ich in Menge begangen, aber nie eine Schlichtheit. . . Glaubst Du mir das?“

Sie nickte nur, aber es schien ihm genug zu sein.

„Und wirßt Du Dich durch die Thorheiten nicht abschrecken lassen,

mir zu vertrauen? zu glauben, daß ich es gut mit Dir meine?" fragte er weiter.

„Du hast es bewiesen“, flüsterte sie.

„Bewiesen!“ rief er; „Du meinst doch nicht durch die Geschichte mit dem Stier? Nein, Madelon, das hätt' ich für jede Andere auch gethan . . . und jeder Andere hätt' es gethan, dem der Himmel solche Fäuste gegeben, wie mir. Aber nachher, als ich Dich aufrichtete, als Deine kleine zitternde Gestalt in meinen Armen, Dein liebes blaßes Gesicht an meiner Brust lag, ging's mir auf einmal heiß durch alle Adern und bis in's Herz hinein. Seitdem hat mir der Gedanke an Dich keine Ruhe gelassen und wenn Du mich nicht willst, so weiß ich nicht, was aus mir werden soll.“

Bei diesen Worten versuchte er, sie an sich zu ziehen, aber mit einer schnellen Wendung machte sie sich los und wollte aufstehen, er hielt sie am Kleide fest.

„Sei mir nicht böse, Madelon!“ bat er und die Demuth in seinem sonst so übermüthigen Tone hatte für mich etwas Herzbewegendes. „Ich weiß, daß es so nicht in der Ordnung ist“, fuhr er fort; „mein Vater hätte zu Deinen Eltern kommen und um Dich werden müssen. Das soll auch geschehen! Aber erst wollte ich mit Dir sprechen, willst du, ob Du mich gern zum Manne nimmst, ob Du mich lieb haben kannst. Nur ein Wort, Madelon . . . nur ein Ja oder Nein!“

Ich hörte wieder nichts und doch mußte sie geantwortet haben, denn der Galouet nahm sie mit einem Freudenthrei in die Arme und sie sträubte sich nicht mehr. Ich aber ging nun wirklich hinaus und setzte mich mit meiner Arbeit in den Schatten des Flieders, der über den Gartenzaun niederhing; denn wo Zwei in dieser Sprache mit einander reden, hat kein Dritter dabei zu sein.

Ich ließ sie also ungestört, bis ich die ersten Marktwagen zurückkommen sah; dann ging ich wieder in's Haus und der Galouet nahm Abschied. Vorher sagte er mir noch, daß sein Vater am nächsten Morgen auf ein paar Tage ins Gebirge reisen würde, um seinen Heerden nachzusehen und die Wolle der letzten Schur zu holen. Der Sohn wollte ihn dabei nicht stören; der Alte war nämlich ein eigener Kauz . . . Einer von den Langsamen, die schwer verstehen und schwer zum Entschluß kommen, dann aber, was sie sich einmal vorgenommen haben, für das Beste und Wichtigste halten und Alles, was sie daran hindert, für ein Unglück oder eine Thorheit ansehen. Der Galouet beschloß darum zu warten, bis der Vater von seiner Reise zurückkam, dann aber wollte er ihm seine Herzenswünsche offenbaren und die Verlobung sollte sogleich festgemacht werden. Hindernisse gab es nicht: an Vermögen standen sich die beiden Familien beinahe gleich und gegen die Verwandtschaft konnte von keiner Seite etwas eingewendet werden. So galt es denn nur, sich ein paar Tage in Geduld zu fassen und um das dem Galouet zu erleichtern, versprach ich, das Meinige zu thun, damit er seine Madelon hin und wieder ungestört sprechen könne.

Das that ich denn auch und es machte mir den größten Spaß, die neugierige Maxime und die hochnäsige Marie-Louise mit allerhand Gesichten oder Complimenten vor dem Hause festzuhalten, wenn ich wußte, daß Madelon zum Begießen in den Garten gegangen war und daß der Galouet am hintern Zaun auf sie wartete. Noch mehr aber freute mich das Glück der beiden Liebesleute. Der Galouet sah aus, als ob die ganze Welt sein eigen wäre und die blaße, stille Madelon blühte auf wie ein Heckenröschchen . . . denn, merkt Euch das, Ihr Mädchen, ein besseres Schönheitsmittel als die Liebe eines braven Burschen giebt es nicht.

Mein Beistand wurde übriges länger gebraucht, als wir vorausgesetzt hatten. Noch ehe der alte Galouet zurückkam, starb nämlich die Cabette Bennet, die Schwägerin seiner Schwester. In tiefer Trauer schickte es sich aber nicht, einen Heirathsantrag zu machen und so mußte sich mein verliebter Freund noch eine Weile gedulden.

Endlich kam der ersohnte Tag, der dem Heimlichthum ein Ende machen sollte. Es war im November, gleich nach dem Wollmarkt von May und da dieser gut ausgefallen war, hatte Vater Galouet seine beste Laune. Natürlich wußt' ich durch seinen Sohn, an welchem Tage er zur Werbung gehen würde und hatte mich so eingerichtet, daß ich bei der Maxime auf Arbeit war, als er im Sonntagsrock und Hut, eine Blume im Knopfloch, die Zipfel des buntseidenen Halstuchs lang herunterhängend, mit feierlichem Schritt und feierlicher Miene im Bäckerhause erschien.

Die Sache nahm den herkömmlichen Verlauf: das weiße, rolhgeränderte Tischtuch, das den Freiwerber willkommen heißt, wurde auf den Tisch gebreitet, ein Litre vom besten, vorjährigen Wein, Metturo,\*) Käse, Kastanien und Trauben wurden aufgestellt; man aß, trank, sprach von Aekern und Schweinen . . ., daß heißt nur die Maxime und der alte Galouet. Vater Ducaze saß freilich dabei, aber er lächelte nur und kante und die beiden Mädchen waren, wie sich's gehört, beim Anblick der Blumen im Kopsloch aus der Hintertür gegangen. Und dann, als das Essen vorüber war, räusperte sich der Vater Galouet, sein rothes Gesicht wurde noch röthter, seine große, breite Gestalt richtete sich noch höher auf und er begann seinen Spruch.

Er hätte einen Sohn, den er „etabliren“ wolle, sagte er, einen Einzigen, wie die Frau Nachbarin wußte und er frage bei ihr an, ob sie diesem Sohne ihre Tochter zur Frau geben wolle? Die jungen Leute würden bei ihm wohnen, die Hälfte seiner Einnahme beziehen und nach seinem Tode alle seine Aecker, Wiesen, Weinberge und Heerden erben. Natürlich erwarte er, daß auch die Frau Nachbarin ihrer Tochter eine entsprechende Aussteuer und Mitgift aussetzen werde.

Mit schicklicher Ruhe, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hatte ihn die Maxime angehört. Jetzt warf sie den Kopf zurück

\*) Metturo: Brod von Maismehl.



und antwortete: ganz so reich wie der Galoubet wäre sie freilich nicht, aber die Aussteuer an Leinen und Betten läge fix und fertig in der Bodenkammer und in Pau, beim Kaufmann Pierre, ständen 8500 Francs, von denen jeder Tochter die Hälfte als Mitgift ausgezahlt würde. Das Uebrige bekämen die Kinder erst nach ihrem und ihres Mannes Tode; wenn der Galoubet damit einverstanden wäre, würde sie sich die Verschwägerung mit ihm zur Ehre rechnen.

Vater Galoubet neigte den dicken Kopf von einer Seite zu anderen.

„So, also 4250 Francs“, sagte er mit bedenklicher Miene. „Nun, das ist freilich nicht viel . . . aber die Erbschaft wird schon gut machen, was die Mitgift zu wünschen übrig läßt . . . und da mein Junge nun einmal in Eure Madelon ganz vernarrt ist . . .“

„In die Madelon!“ unterbrach ihn die Bäckerin und gab sich Mühe ein verwundertes Gesicht zu machen. „Von der Madelon habt Ihr die ganze Zeit gesprochen? . . . Dann muß ich freilich, so leid es mir thut, eine andere Antwort geben; denn die Madelon paßt nicht für Euren Sohn.“

„Paßt nicht! . . . Was wollt ihr damit sagen?“ rief der alte Galoubet, während mir vor Schrecken die Scheere aus der Hand fiel.

„Nein, sie paßt nicht für ihn“, fuhr die Maxime fort, indem sie mich mit boshaftem Seitenblick streifte. „Seht sie nur an, Nachbar Galoubet, und Ihr werdet mir Recht geben. Euer großer, schöner, lustiger Pierre und dies einfältige, blasse Ding! wie bald würde er sie satt haben und dann müßten wir Alle an dem Kreuze mitschleppen. Meine Marie-Louise dagegen ist wie für ihn gemacht und wird die stilllichste Frau, die man sich denken kann. Mit der würdet Ihr auf Jahrmärkten und Dorffesten Ehre einlegen und das Gesinde würde Respect vor ihr haben, während die Madelon . . .“ Ein Achselzucken machte den Beschluß dieser liebevollen, mütterlichen Rede.

Der alte Galoubet kratzte sich hinter den Ohren.

„Das mag sein“, sagte er, „aber mein Junge wird nicht wollen! . . . Nein! und ich will es auch nicht!“ fuhr er mit der Faust auf den Tisch schlagend in zornigem Tone fort. „Ich habe gesagt die Madelon und bei der Madelon muß es sein Bewenden haben!“

„Und ich sage, die Marie-Louise!“ rief die Maxime, „und ich denke doch, daß ich auch ein Wort mitzureden habe. Außerdem müßt Ihr wissen, daß die Madelon überhaupt nicht heirathen will.“

Die Madelon nicht heirathen wollen! das war mir zu arg. Mit halber Stimme, aber laut genug, daß die Weiden mich verstehen konnten, fing ich zu singen an:

„Sagt dir ein Mädchen: ich freie nicht!  
Lache ihr fest in das Angesicht.  
Kommt nur der rechte Freiersmann . . .“

Weiter ließ mich die Maxime nicht kommen.

„Wirst Du still sein! Wie kannst Du Dich so unschicklich benehmen!“ schrie sie mich an und zu dem alten Galoubet gewendet fuhr sie fort: „Die Madelon hat eine so große Liebe zu ihrem Vater, daß ihr alles

Anderer gleichgiltig ist. Sie hat gelobt bei ihm zu bleiben bis an seinen Tod und da er, wie der Herr Doctor sagt, bei all' seinem Elend sehr alt werden kann, seht Ihr wol, daß für die Madelon an's Heirathen nicht zu denken ist. Was nun meine zweite Tochter betrifft, so fällt es mir nicht ein, Euch zuzureden, Nachbar Galoubet. Ein Mädchen wie meine Marie-Louise braucht, Gott sei Dank, um den Freier nicht zu sorgen. Wenn ihr offene Augen und Ohren gehabt habt, müßt Ihr ja wissen, daß schon mehr als Einer bei ihr angeklopft hat. Aber den Ersten Besten nimmt sie nicht und jede Verwandtschaft ist ihr auch nicht recht. Nicht umsonst heißt es im Sprüchwort: Was hoch gebrütet wurde, will hoch nisten. Die Galoubet's und Ducafe's hätten freilich zu einander gepaßt und ich will nicht leugnen, daß ich mich gefreut habe, als ich Euch mit den Blumen im Knosploch kommen sah.“

„Und doch sagt Ihr Nein und schickt mich fort, wie einen Hungerleider!“ rief der Alte, indem er sich erhob und nach seinem Hute griff. Seine Stirnabern waren angeschwollen und seine vierschrötige Gestalt bebte vor Zorn.

Die Maxime vertrat ihm den Weg.

„Ist das meine Schuld?“ fragte sie halb klagend, halb scheltend mit der ihr eigenen Zungengeläufigkeit. „Habe ich nicht gethan, was ich konnte, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen? Und meint Ihr, es wäre mir angenehm, wenn die Leute, die mich und meine Marie-Louise schon immer als stolz verschreien, die Köpfe zusammenstecken und sich zuflüsteren: ich hätte den reichen Galoubet heimgeschickt und würde sicherlich noch vor Hochmuth närrisch werden? . . . Oder soll ich vielleicht, um das von mir abzuwenden, meiner eigenen Tochter die Schande anthun, den Leuten zu erklären, wie es gewesen ist . . . das heißt, daß ich Euch die Marie-Louise zur Schwiegertochter angeboten und daß Ihr sie nicht gewollt habt?“

Während dieser Litanei war sich der alte Galoubet mit beiden Händen in die Haare gefahren und man sah es ihm an, daß er nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand.

„Mir wäre sie ja recht!“ schrie er, als die Maxime endlich 'mal Athem schöpfen mußte. „Aber wenn mein Junge nicht will . . .“

„Nicht will? . . . wenn Ihr wollt?“ fiel ihm die Maxime in's Wort. „Das muß ich sagen, das ist eine sonderbare Kinderzucht. Wer hat dafür zu sorgen, daß die Jugend das Rechte und Vernünftige thut? Vater und Mutter! Wen trifft der Vorwurf, wenn eine Heirath leichtsinnig geschlossen wird? Vater und Mutter! . . . Darum haben die Kinder aber auch nicht dreinzureden, sondern zu thun, was erfahrene Leute für gut halten. Seit Menschengedenken ist das so Brauch gewesen und in Familien, die auf sich halten, wird es so bleiben. Nach der neumodischen Art freilich, die auch Ihr, wie ich mit Verwunderung sehe, für die beste haltet, ist davon nicht mehr die Rede, und wenn Euerem Sohne die Tochter der Bettel-Marie gefiele, so könntet Ihr nichts dagegen haben und müßtet sie als Schwiegertochter in Euer Haus nehmen.“



Das war zu viel für den Alten.

„So, müßt' ich das?“ rief er mit heiferem Lachen. „Da könntet Ihr Euch doch im Irrthum befinden . . . Ihr seid eine kluge Frau, aber den Nicolas Galoude kennt Ihr nicht aus. Seht doch! . . . Die Tochter der Bettel-Marie in mein Haus! . . . Ich will hoffen, daß Ihr das nicht im Ernst gemeint habt! Die Galoude's besitzen auch ihren Stolz, und halten auf angesehene Verwandtschaft und haben allezeit Weiber gehabt, die sich zeigen konnten. Meine Frau war eine Tochter vom reichen Vidal, meine Mutter eine Landou, meine Großmutter . . .“

„Aber Nachbar Galoude, wer zweifelt denn an Dem, was gewesen ist?“ fiel ihm die Maxime in's Wort. „Ich bedaure ja nur, daß es nicht so bleiben wird, wenn das neumodische Wesen bei Euch einreißt. Euer Sohn ist ein schöner, gescheiter, braver Bursche, ganz wie Ihr in Eurer Jugend gewesen seid, nur Eure große Vernunft hat er nicht, sondern ist ein bißchen oben hinaus und von heißem Blut. Ihr sagt selbst, daß er sich in meine Madelon verliebt hat. Dazu ist doch aber wirklich kein Grund vorhanden. Das Mädchen ist eher häßlich als hübsch und so langweilig, daß sie einen Heiligen zur Verzweiflung treiben könnte. Nun meine ich, wenn er sich dies eine Mal geirrt hat, so kann er sich auch zum zweiten Male irren und Euch plötzlich eine Schwiegertochter bringen, die Euch nicht gefällt und die nicht in Eure Verwandtschaft hineingehört. Hab' ich nicht Recht, Nachbar Galoude?“

Der Angeredete, der bisher mit verschränkten Armen und verbucktem Gesicht dagestanden hatte, murmelte etwas von einer verfluchten Geschichte und fing an im Zimmer auf und ab zu gehen. Es war offenbar, daß er die Einflüsterungen des bösen Weibes in seinem schwerfälligen Geiste wiederkäute. Wenn ich jetzt das rechte Wort fand, war es vielleicht möglich, meinem Kameraden zu nützen . . . aber ich suchte zu lange und ehe ich mich zu sprechen entschloß, fing die Maxime wieder an.

„Nehmt die Sache nicht zu schwer“, sagte sie. Es kann sich ja auch in einer guten Familie eine Frau finden, die Eurem Pierre gefällt und für ihn paßt und ist er erst verheirathet, so ist Alles gut.“

Der alte Galoude trocknete sich die Stirn.

„Freilich, freilich! Darum wär's am Besten, wenn der Junge bald heirathete“, murmelte er, seine Wanderung fortsetzend. Plötzlich blieb er vor der Maxime stehen. „Und das soll er! . . . Eure Marie-Louise soll er heirathen!“ rief er aus, „und das gleich . . . ich will Ruhe haben!“

Die Augen der Maxime funkelten, wie die der Katze, wenn sie die Maus in den Krallen hat; sie bezwang sich jedoch.

„Ihr meintet vorhin, daß sich Euer Pierre dagegen wehren würde“, sagte sie ablehnend; „eine Andere ist ihm vielleicht lieber.“

Aber sie hatte den alten Galoude glücklich auf den Punkt gebracht, wo er keinen Widerspruch mehr aufkommen ließ.

„Keine Andere!“ schrie er mit geballter Faust auf den Tisch schlagend. „Eure Marie-Louise, das sag' ich und dabei bleibt es! Gebt mir die Hand, Frau Nachbarin. . . was ich will, ist so gut wie schon ge-

sehen. Sonntag kommt der Junge und bringt Eurer Marie-Louise den Brauring.“

Daß sich der Pierre nicht ohne Weiteres dazu verstehen würde, wußt' ich natürlich, aber unruhig und ingrimmig war ich doch und noch größer wurde meine Unruhe, als die Maxime, nachdem sie den Vater Galoude hinausgeleitet hatte, in den Garten ging, wo — wie ich wußte — die arme Madelon mit klopfendem Herzen auf Entscheidung wartete. Aber Viertelstunde auf Viertelstunde verging, ohne daß sich Jemand sehen ließ. Selten ist mir das Stillsitzen und Fleißigsein so schwer geworden als an diesem Tage.

Nach einer Weile kamen die Maxime und die Marie-Louise in's Haus zurück. Die Mutter sah härter, die Tochter hochmüthiger aus als je und Beide sprachen von der Heirath der Marie-Louise mit dem Galoude wie von einer ausgemachten Sache. Von der Madelon war dabei mit keinem Sterbenswort die Rede, was mich so in Wuth brachte, daß ich mich endlich nicht mehr bezwingen konnte. Ich sagte also, sie möchten das Fell des Bären nicht verkaufen, ehe sie ihn hätten. Der Pierre Galoude wäre ein Eisenkopf und wenn er sich vorgenommen, die Madelon zu heirathen, würde er sich nicht zu der Marie-Louise bequemen.

Das Mädchen begnügte sich damit, mir über die Schultern einen verächtlichen Blick zuzuwerten; aber die Alte fuhr auf mich los, daß ich meinte, sie würde mich beim Kopfe nehmen.

„Was unterstehst Du Dich! Kümme Dich um Deine Angelegenheiten!“ schrie sie mich an. Ich gab jedoch zur Antwort, daß ich, als der beste Kamerad des Galoude, ein Recht hätte, in der Sache mitzureden und nun zog sie andere Saiten auf.

„Das Recht will Dir ja Niemand bestreiten“, sagte sie in sanftem Tone. „Was mich ärgert, ist mir, daß Du die Geschichte von der falschen Seite ansiehst. Wenn Du es mit dem Galoude gut meinst, mußt Du es dazu bringen, daß er seinem Vater den Willen thut. Der Alte hat nun einmal seinen Kopf darauf gesetzt, daß der Pierre in unsere Familie heirathet; die Madelon kann er aber nicht bekommen, die muß und will bei ihrem Vater bleiben. Das erkläre Deinem Kameraden und bring' ihn dazu, sich zu fügen. Wenn Dir das gelingt, will ich's nicht abstreiten, daß Du von allen jungen Burschen in Surançon der geschickteste bist.“

„Aha, mit der Eitelkeit willst Du mich fangen!“ sagt' ich zu mir selbst und laut fügte ich hinzu: „Thut mir leid, Frau Nachbarin, was ich selbst nicht glaube, kann ich auch keinem Andern einreden und ich glaub's nun einmal nicht, daß der Galoude und die Marie-Louise zusammen gehören. Die Madelon hat er lieb. . .“ weiter kam ich nicht, denn die Marie-Louise, die sich an den Ramin gesetzt hatte, wendete sich um und fiel mir in's Wort.

„Mutter!“ sagte sie mit ihrer hoffärtigsten Miene, „Mutter, wißt Ihr nicht besser, wie man mit solchem Hungerleider umgehen muß! Versprecht ihm fünf Francs, zehn Francs meinetwegen und Ihr werdet ihn gleich aus einer anderen Tonart pfeifen hören.“

Das war zu arg! Mitten in die Stube flog die Arbeit, die ich in den Händen hielt. Beugend vor Zorn steckte ich Fingerhut und Scheere in die Tasche, drückte mein Barett auf den Kopf, sagte nur:

„Arm bin ich, aber kein Judas!“ und ging zum Hause hinaus.

Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, denn nichts hat mich Zeit meines Lebens so in Wuth gebracht, als die Meinung der Reichen, daß die Armen für ihr elendes Geld Alles thun müssen, was sie verlangen — suchte ich den GalouDET auf.

Ich fand ihn im Hofe mit Holzspalten beschäftigt. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß etwas vorgefallen war, hätt' ich's an der Art und Weise, wie er die Art schwang und den Keil in den Eichenknorren trieb, errathen müssen. So mag der Held Roland ausgesehen haben, als er oben im Gebirge mit seinem Schwert den Felsen von einander hieb.

Der GalouDET ließ mir übrigens nicht lange Zeit, um Vergleichen anzustellen.

„Weißt Du's schon?“ rief er mir entgegen, indem er mit der Arbeit einhielt und sich die glühende Stirn trocknete.

„Soweit es die Maxime angeht, ja“, gab ich zur Antwort; „das hab' ich Alles mit angehört. Aber hier . . . wie ist's mit Dir und Deinem Alten abgelaufen?“

Der GalouDET lachte grimmig auf.

„Den hat die Maxime völlig toll gemacht und wir haben einen Höllentanz mit einander gehabt“, erwiderte er. „Allein das nutzt ihnen Alles nichts! Die Madelon will ich und die Madelon nehm' ich, und wenn die ganze Welt dagegen ist!“

„Das freut mich!“ sagt' ich; „und so hab' ich's von Dir erwartet. Allein, viel Aerger und Herzeleid wird es geben, bis Du zum Ziel kommst, darauf mach' Dich gefaßt.“

„Meinst Du?“ rief er und seine Augen blickten mich so voll Zuversicht an, daß ich mir im Momente sagte, er müsse seinen Plan schon fix und fertig haben.

So war's denn auch und ganz nach seiner Art, das heißt fest und gewaltsam war das Mittel, das er gewählt hatte, — um, wie er sagte den hoshafsten Weibern Wasser in den Wein zu thun und seinen Vater zur Raision zu bringen. Er hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als sich heimlich mit der Madelon trauen zu lassen.

„Der Jacquon Vidal wird es thun“, versicherte er; „Du weißt er ist jetzt Abbé in St. Benoît und hat, als ich vor drei Jahren seine arme, kranke Mutter aus dem Feuer trug, bei unserer lieben Frau von Betharam geschworen, daß er mir jeden menschenmöglichen Wunsch erfüllen würde. Du siehst also, daß er uns trauen muß und es handelt sich nur darum, ihr Bescheid zu sagen und die rechte Zeit zu finden, um heimlich mit der Madelon nach St. Benoît zu gehen. Zu Beidem wirst Du helfen, Jean-Baptiste.“

„Daran solls nicht fehlen“, gab ich zur Antwort; „aber glaubst Du, daß sich die Madelon dazu versteht?“

„Natürlich thut sie das!“ rief der GalouDET mit einer Zuversicht, die keinen Widerspruch aufkommen ließ. „Frag' sie mir!“ fuhr er fort. „Frag' sie und das sobald als möglich. Wenn ich mit ihr spräche, könnten Maxime oder Marie-Louise auf argwöhnische Gedanken kommen und das Verstecken und Leisesprechen gelingt mir gar zu schlecht. Aber Du bist wie dazu gemacht, Jean-Baptiste und wirst die Geschichte in den rechten Gang bringen. Nur bald laß es sein . . . das Warten ertrag' ich nicht!“

Wie immer, wenn der GalouDET etwas verlangte, war ich bereit sofort an's Werk zu gehen; aber so aufmerksam ich Haus und Garten der Maxime beobachtete, es gelang mir den Abend nicht mehr, die Madelon zu sprechen. Erst am andern Morgen sah ich sie mit einem Korb voll Wäsche auf dem Kopfe nach dem Bache gehen, folgte ihr nach auf Umwegen, zwischen den Hecken hin — und fand sie glücklich allein.

Als ich sie erreichte, war sie in voller Arbeit; sie kniete auf der kleinen Waschbrücke und schlug mit dem Klopfer so emsig auf das nasse Zeug, als ob sie auf der Welt für nichts Anderes Sinn hätte. Aber als ich sie anrief und sie sich umwendete, sah ich, daß sie weinte.

Ich setzte mich zu ihr auf die Steine, die am Bache lagen und betete meinen Spruch. Halb knieend, halb auf den Fersen sitzend, mit niederhängenden Armen, die Hände gefaltet, das Köpfchen gesenkt, hörte sie mich an und als ich zu Ende war, sagte sie:

„Ich habe Dich ansprechen lassen, Jean-Baptiste, nun höre auf meine Antwort und widersprich mir nicht — es würde nichts helfen. Ich danke Dir für Deine gute Absicht und dem Pierre für die Liebe, die er mir beweist; aber ich bitte Dich, so sehr ich nur kann, mir nie mehr von der Heirath mit ihm zu reden, denn das ist aus und vorbei.“

„Das kann nicht Dein Ernst sein!“ rief ich aus. „Du hast dem GalouDET Dein Versprechen gegeben . . .“

„Aber ich darf es nicht halten . . . es war Unrecht, daß ich es gab!“ fiel sie mir in's Wort. „Meine Mutter will von der Heirath nichts wissen.“

„Also wegen der Laune eines bösen Weibes willst Du den GalouDET unglücklich machen?“ fragte ich. „Den besten Burschen der Welt, der Dich so lieb hat . . . so lieb, wie Du es gar nicht verdienst.“

„O Jean-Baptiste, quäle mich nicht!“ bat sie weinend, mit aufgehobenen Händen. „Der Mutter muß ich doch gehorchen; vor Allem aber muß ich bei meinem armen, kranken Vater bleiben. Die ganze Nacht habe ich die Heiligen angefleht mir einen Ausweg zu zeigen, aber umsonst! . . . es bleibt dabei, daß ich gehorchen muß. Daß es mir nicht leicht wird, kannst Du glauben . . . mir ist zu Wuth, als ob mir das Herz mitten entzwei gerissen wäre . . . das sag' dem Pierre, und wenn Du es gut mit mir meinst, so bring' ihn dazu, daß er sich fügt wie ich mich fügen muß . . .“

Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen und sah so unglücklich aus, daß ich nicht den Muth hatte, ihr noch länger zuzureden. Auch

zum Trost mußte ich ihr nichts zu sagen und ging, dem Galoudet Nachsicht zu geben.

Anfangs wollte er mir nicht glauben; er war zu fest vom Gegentheil überzeugt gewesen und dann gerieth er in hellen, lichten Zorn. Alle Weiber wären falsche, feige, eigensüchtige Geschöpfe; keines wäre der Liebe eines wackern Burschen werth, schrie er; aber als ich einstimmt und sagte: das Beste, was er thun könne, wäre, ein so thörichtes, wortbrüchiges Wesen zu vergessen, sprang er um und machte mich für den Bescheid der Madelon verantwortlich. Ich hätte seine Sache schlecht geführt, hätte seine Liebe und Verzweiflung nicht geschildert, wie er mir aufgetragen; wenn er selbst mit ihr gesprochen, hätte sie gar nicht Nein sagen können, behauptete er und plötzlich nahm er sein Barett vom Thürnagel, stürzte zum Hause hinaus und mit langen Schritten, zprnglühend wie er war, gerades Wegs dem Bache zu. Auf die Manier war freilich von Heimlichkeit nicht mehr die Rede.

Aber vielleicht konnten auch jetzt noch ein paar wachsame Augen von Nutzen sein. So schnell es mein lahmer Fuß erlaubte, ging ich ihm nach und schon von Weitem hörte ich die laute Stimme des Galoudet, doch nicht von der Waschbrücke her, sondern hinter den Haselnußsträucher, die längs der Wiese stehen. Allerhand Wäschstücke lagen im Grase, der Korb dicht an der Hecke. Wahrscheinlich hatte die arme Madelon die Flucht ergreifen wollen und er hatte sie eingeholt und festgehalten.

Ich machte mich sofort daran, die Wäsche einzusammeln, dabei behielt ich den Dorfweg im Auge um bei drohendem Ueberfall ein Warnungszeichen geben zu können, war aber gezwungen, das Gespräch der Beiden mit anzuhören.

Der Galoudet hatte, wie unser alter Schullehrer zu sagen pflegte, alle Register gezogen. Er bat, drohte, schalt, wollte verzweifeln und sterben, wenn sich die Madelon weigerte, auf seinen Vorschlag einzugehen; aber sie wehrte sich wie ein Mann und blieb dabei, daß sie trotz ihrer Liebe zu Pierre weder gegen den Willen der Mutter heirathen, noch den kranken Vater verlassen dürfe.

„Den nehmen wir zu uns, das haben wir ja längst mit einander ausgemacht“, warf der Galoudet ein.

„Meine Mutter sagt, das könne sie nicht zugeben, die Leute würden darüber reden“, antwortete Madelon.

„So mag sie ihn behalten!“ fiel der Galoudet ein; „Du aber gehörst mir und ich werde mein Recht nicht aufgeben. Habe ich nicht Dein Wort und hast Du nicht bei allen Heiligen geschworen, daß Du mich lieb hast. . . lieber als Alles in der Welt! oder ist das nur Lug und Trug gewesen?“

„Nein, Pierre, nein. . . das ist es nicht, aber sei gut und quäle mich nicht länger!“ bat das junge Mädchen. „Sieh, Du bist so schön und klug, und bei allen Menschen beliebt, daß Du Dich bald über mich trösten wirst. Mein armer Vater dagegen hat Niemanden, der ihn pflegt und lieb hat, als mich allein. . . Meine Stimme ist die einzige, die er versteht; nur von mir läßt er sich führen und bedeuten. . . ich wäre

eine schlechte Tochter, wenn ich von ihm ginge, würde nie mehr zur Ruhe kommen und so auch Dich unglücklich machen. Pierre, nicht wahr, das siehst Du ein und schickst Dich in Das, was einmal nicht zu ändern ist?“

„Verlangst Du nicht auch, daß ich die Marie-Louise heirathe?“ fiel er heftig ein. „Nein, Madelon, so gern ich Dir zu Willen lebe, in dieser Sache kann und will und werde ich Dir niemals nachgeben. Du gehörst mir, ich gehöre Dir, dahinein hat kein Vater und keine Mutter zu reden und wenn Du den rechten Muth hast, so zwingen wir die Alten.“

Madelon seufzte.

„Du kennst meine Mutter nicht!“ sagte sie. „Was die will, das setzt sie durch. . . Du wirst Dich auch noch fügen müssen.“

„Ich mich fügen!“ schrie er, daß es bis nach Pau zu hören sein mußte. Unwillkürlich schob ich die Zweige auseinander und sah ihn mit glühendem Gesicht und blizenden Augen der armen Madelon gegenüber stehen. „Ich mich fügen!“ wiederholte er; „wenn Du das glauben kannst, kennst Du mich nicht. Ich verlange nichts als mein Recht, aber davon soll mich auch Niemand abbringen und wenn Du nicht gutwillig thust, was ich von Dir verlange, so werde ich Dich zwingen. . . versuch's, Dich loszumachen, wenn ich Dich halten will. . . versuch's!“

Bei diesen Worten packte er ihren Arm; sie stieß einen leisen Schrei aus, wankte und ehe ich sie, mich schnell durch die Büsche drängend, erreichen konnte, fiel sie zu Boden.

Die arme Kleine war ohnmächtig geworden, was mich bei diesem heftigen Austritt, nachdem sie die Nacht nicht geschlafen und wahrscheinlich lange nichts gegessen hatte, gar nicht Wunder nahm. Aber der Galoudet that, als ob sie im Sterben läge und er sie gemordet hätte. Während ich Wasser vom Bache holte, sie anspritzte und ihre Hände rieb, lag er neben ihr auf den Knien, verschwor sich bei allen Mächten des Himmels und der Hölle, daß er ihren Tod nicht überleben würde und als sie nach einer Weile wieder zu sich kam, war er völlig zerknirscht. Er gelobte, sie nicht wieder zu quälen, das heißt, er versprach, ihr in Dem, was sie für Recht erkannte, kein Hinderniß in den Weg zu legen, sie weder mit Gewalt noch Ueberredung von ihrer Pflicht abwendig zu machen, unter keinen Umständen an ihrer Liebe zu zweifeln und sein Herzeleid den Heiligen anheim zu stellen, welche sie Beide, wie Madelon versicherte, im himmlischen Jenseits für ihre Entsagung belohnen würden.

So trennten sie sich und für den Augenblick schien Alles in Ordnung. Der Galoudet, dem der Schrecken über die Ohnmacht des jungen Mädchens in allen Gliedern lag, versicherte, er wolle geduldig warten, bis es den Heiligen gefalle, die Madelon von der Pflicht gegen den Vater zu erlösen, das Uebrige werde sich schon überwinden lassen. . . Aber ich wußte gleich, daß diese Vorsätze nicht aushalten würden.

Ein paar Tage ging der Galoudet still umher. Mir wär's lieber gewesen, er hätte getobt oder geklagt; denn sein Schweigen war gewöhnlich das Zeichen, daß er irgend eine neue Tollheit im Sinne frug.



Am nächsten Sonntag zeigte sich's denn auch. Die große Messe war kaum zu Ende, als er im vollen Staate, mit seiner breitesten rothen Schärpe in meine Kammer trat und mich aufforderte mit ihm zu der Maxime Ducaze zu gehen.

„Zu der Maxime?“ rief ich verwundert. „Ja, ja, komm nur!“ gab er ungeduldig zur Antwort; „Du weißt, daß ich ihrer Tochter den Brautring zu bringen habe und dabei darf man doch nicht ohne Brautführer sein. Also komm! mein Vetter, der Nicolai Bennet, steht schon unten.“

Ich wollte fragen, was seinen Sinn so schnell geändert hätte, aber er kletterte die Leiter, die zu meiner Bodenkammer führte, schon wieder hinunter und mir blieb nichts übrig, als ihm den Willen zu thun.

Brautwerbung, Verlöbniß und Hochzeit fanden dazumal noch überall nach der alten Weise statt, die jetzt immer mehr in Vergessenheit kommt. Den ersten Act, die Werbung, hatten die Eltern oder Vormünder allein miteinander abzumachen, wie das hier vom alten Galoudet und der Maxime geschehen war. Zum Verlöbniß begab sich der Bräutigam von zwei Brautführern begleitet in das Haus der Auserwählten. Gewöhnlich geschah dies am ersten Sonntage nach der Werbung und immer um die Mittagszeit. Obwol man erwartet wurde, verlangte der Anstand, daß sich die Brauteltern den Anschein gaben, als wüßten sie nicht, um was es sich handle und so machte denn auch die Maxime, als wir eintraten, ein möglichst gleichgiltiges Gesicht, fragte nach unserm Befinden — bei mir mochte ihr das ziemlich schwer werden, aber sie that es mit aller Höflichkeit — erkundigte sich nach den Anverwandten und fragte, womit sie aufwarten könne?

Wir nahmen Platz, wie sich's gehört; der Galoudet auf einem Schemel an der vordern Seite des Tisches, neben dem alten Ducaze, der dabei sein mußte, wenn er auch nicht verstand, was gesprochen wurde; wir auf der Bank hinter dem Tische und während der Bräutigam nach der Vorschrift für Alles dankte, erklärten wir, daß uns ein Glas vom „Heurigen“ ganz recht sein würde. Die beiden Mädchen waren bei unserm Eintritt natürlich wieder zur Hinterthür hinaus gegangen; jetzt machte die Maxime diese Thür auf und rief hinaus:

„Marie-Louise, wir haben Besuch bekommen, gute Freunde und Nachbarn . . . bring uns ein Glas Wein.“

Darauf setzte sie sich zu uns an den Tisch und wir Alle warteten in feierlichem Schweigen, während sich der Galoudet gegen allen Gebrauch nach der Hinterthür umschau und die beiden Hände auf das Tischblatt stützte, als ob er sich damit eine Haltung geben müßte.

Lange zu warten hatten wir nicht, denn ein Vire Wein war zum Voraus für uns abgezogen und die Gläser standen sauber abgewischt in Bereitschaft. Die Marie-Louise hatte sich aber in ihrem Hochmuth nicht entschließen können, uns zu bedienen . . . ich Hungerleider mochte ihr wol besonders im Wege sein. Wie eine Prinzessin kam sie herein, die Hände in den Schürzentaschen, den Kopf zurückgebogen und hinter ihr

ging die arme Madelon mit dem Präsentirtbret, auf dem die Gläser leise zusammenklirrten.

Bei ihrem Eintritt wurde der Galoudet dunkelroth; aber er faßte sich merkwürdig schnell und während sie das Bret auf den Tisch stellte und mit zitternder Hand den Wein in die Gläser goß, stand er auf, hielt den glühenden Goldreif in die Höhe und sagte mit lauter Stimme, indem er dem alten Ducaze und seiner Frau eine Reverenz machte:

„Aus langer Freundschaft und aus Achtung für Vater und Mutter und weil mir Eure Tochter gefällt und mein Vater mit ihrem Heirathsgut zufrieden ist, wie Ihr mit dem meinigen, komme ich nach seinem Willen und mit Eurer Zustimmung und verlobe mich Eurer Tochter mit diesem Ring und meinem Wort.“

Darauf machte er mit dem Ringe das Zeichen des Kreuzes und während wir das bekräftigende „Ataou sio!“ (Amen) riefen, faßte er sich schnell zur Linken statt zur Rechten wendend — die Hand der Madelon und schob ihr den Ring an den Finger.

Einen Augenblick waren wir Alle wie gelähmt, dann brach das Ungewitter los.

„Es gilt nicht! . . . Gleich giebst Du den Ring wieder her!“ schrie die Maxime, indem sie auf die leichenblasse Madelon zuzuhr. Umsonst versuchte der Galoudet dazwischen zu treten; der alte Ducaze, der nicht begriff, was hier vorging, zitternd aufstand und mit ausgestreckten Händen nach seiner Madelon rief, kam ihm in den Weg und so gelang es der wüthenden Mutter, den Ring in ihre Gewalt zu bekommen.

„Zur Marie-Louise, Dir gehört er!“ rief sie triumphirend, indem sie auf ihre Lieblingstochter trat.

Aber Marie-Louise schüttelte den Kopf und schlug die Arme über der Brust zusammen, daß beide Hände versteckt waren.

„Den Ring soll ich nehmen . . . den Ring, den eine Andere am Finger gehabt hat?“ rief sie mit der verächtlichsten Miene, die ich Zeit meines Lebens gesehen habe. „Thut mir leid, das kann ich nicht! Macht der Galoudet Dummheiten, so soll er auch dafür bezahlen, das heißt, er soll mir von Pau einen neuen Ring besorgen.“

„Für Dich, Marie-Louise? . . . Nie im Leben!“ schrie der Galoudet und warf den Kopf zurück, daß ihm die langen schwarzen Haare wie eine Mähne um die Schultern flogen. „Die Madelon ist mir mit Ring und Wort verlobt, das halten wir Beide . . .“

„Da ist Dein Ring!“ fiel ihm die Maxime in's Wort, indem sie ihm, während die Marie-Louise zornig auflachend zur Hinterthür hinausging, den Goldreifen vor die Füße schleuderte. „Nimm ihn nur wieder hin . . . die Madelon darf ihn unter keiner Bedingung behalten . . . ich leid' es nicht!“

„Schon recht!“ antwortete der Galoudet, indem er den Ring vom Boden aufnahm und seine Stimme, die anfangs zitterte, wurde immer fester und entschlossener. „Schon recht! Gegen Gewalt kann die Madelon nichts ausrichten; aber meine Braut ist und bleibt sie trotz Allem,



was Ihr dagegen sagen mögt. Um sie hat mein Vater geworden, sie hat er im Sinne gehabt, als er das Heirathsgut feststellte. — vom Jean-Baptiste habe ich genau erfahren, wie Eure Unterredung mit ihm verlaufen ist. Wenn Ihr ihm nachher etwas Anderes eingeredet habt, so mögt Ihr es ihm und Euch selbst nur wieder ausreden. . . . Weine nicht, Madelon!“ fuhr er in sanfterem Tone fort und versuchte, sich der Kleinen zu nähern, aber die Maxime ließ es nicht zu.

„Nach, daß Du fortkommst!“ rief sie, ihm in den Weg tretend, „und daß Du Dich nicht wieder hier sehen läßt, das rathe ich Dir!“

Der Galoudet wechselte die Farbe, seine Augen blitzten, seine Fäuste ballten sich, aber Madelon hob bittend die Hände auf und ihr zu Liebe bezwang er seinen Zorn. Ohne daß er der Alten ein Sterbenswort erwidert hätte, machte er kehrt und ging zum Hause hinaus.

Wir folgten natürlich und sobald die Thür hinter uns zugefallen war, überhäuften wir ihn mit Vorwürfen. Ich sagte, daß er durch seine Unvernunft dem Fasse vollends dem Boden ausgestoßen hätte und der Bennet fand es unrecht, seine Brautführer in solcher Weise zu mißbrauchen. In der guten Meinung, daß sich der Vetter mit der Marie-Louise verloben wolle, wäre er hingegangen . . .

„Mit der Marie-Louise?“ fiel ihm der Galoudet ins Wort und sein Ton sagte mehr als alle Versicherungen, daß ihm das unmöglich gewesen wäre. „Zu Füßen werfen wollt’ ich ihr den Ring und dabei wollt’ ich Euch als Zeugen haben“, fuhr er fort. „Was weiter geschehen ist, habe ich nicht vorher bedacht oder berechnet. Kommt’ ich denn wissen, daß die Madelon den Wein einschenken würde? und erst als sie das that, ist mir der Gedanke gekommen, die Gelegenheit zu benutzen. Nun aber ist’s geschehen, Euer Zeugniß als Brautführer hab’ ich und wenn Ihr verständig seid, so macht Ihr weiter kein Federlesens, sondern helft mir, meinem Alten die Sache einzureden.“

Daß der Galoudet darin Recht hatte, ließ sich nicht abstreiten und nach einigen Hin- und Herreden gaben wir das Versprechen, daß wir ihm helfen wollten. Uebrigens glaube ich, daß uns Beiden schlecht zu Muth war, als wir den alten Galoudet mit schmunzelnder Miene an seiner Hausthür stehen sahen. Der Pierre dagegen schien sein Herz in beide Hände genommen zu haben, denn sobald wir auf des Alten: „Kommt herein Kinder, kommt herein!“ ins Haus getreten waren, sagte er mit großer Ruhe:

„Setz Euch, Vater, und hör’ mich an!“ Dann erzählte er ihm ohne Umschweife, was bei der Maxime geschehen war und als der Alte bei der Ringgeschichte mit dem zornigen Ausruf: „Bist Du des Teufels!“ in die Höhe fuhr, gab er gelassen zur Antwort:

„Vater, ein Mädchen, das zu hochmüthig ist, dem Bräutigam den Wein zu bringen, was doch seit Menschengedenken auch die vornehmsten Bräute thun, wäre keine gute Frau und keine gute Schwiegertochter geworden.“

Nach dieser Erklärung ging er zum Hause hinaus. Die alte Base

Jeannette, die dem Galoudet die Wirthschaft führte und der Pierre Bennet, der Vater vom Nicolas, der zufällig da war, erklärten wie aus einem Munde, der Junge hätte Recht! Wir Brautführer stimmten ein; der alte Galoudet setzte sich wieder nieder, fuhr mit beiden Händen in die grauen Haare und wußte offenbar nicht, was er denken sollte:

Glücklicherweise kamen ihm die Nachbarn zu Hülfe. Daß die Geschichte noch ehe es zur Vesper läutete in ganz Jurangon herum war, versteht sich von selbst. Die Meisten gönnten der Maxime und ihrer hochmüthigen Tochter, daß sie in dieser Art angekommen waren, und die so dachten, beeilten sich den Vater Galoudet aufzusuchen und ihm zu sagen: sein Sohn hätte Recht gethan, er könne sich was auf ihn einbilden! Der Pierre wäre noch ein echter Béarner, stolz, entschlossen, klug, jeden Augenblick bereit, die ihm zugefügte Beleidigung zu bestrafen. Die Marie-Louise möge nun sehen, woher sie einen Mann bekäme . . . in Jurangon wäre keiner für sie. Im Grunde wäre sie auch viel zu hochmüthig, eitel, träge und vergnügungsfüchtig, um einen guten Hausstand zu führen. Die Madelon dagegen würde natürlich als Frau eben so bescheiden und fleißig, sanft und sparsam sein, wie sie als Mädchen gewesen und der Pierre hätte nichts Gescheidteres thun können, als daß er sie gewählt. Der alte Galoudet, der, wie schon gesagt, noch nicht Zeit gehabt hatte seine Meinung über die Angelegenheit festzustellen, ließ sich von den Freunden überreden, und als Pierre wieder nach Hause kam, fand er zu seiner Verwunderung, daß der Vater mit ihm ausgesöhnt und bereit war, sein Verlöbniß mit der Madelon anzuerkennen.

Dem Einvernehmen zwischen Vater und Sohn kam das nun freilich sehr zu gut, im Uebrigen wurde aber nichts damit erreicht. Mochten die Beiden noch so fest behaupten, die Madelon wäre dem Pierre anverlobt, mochte ganz Jurangon dasselbe sagen, die Maxime blieb dabei, zwischen den Ducase’s und Galoudet’s könne von vergleichen nicht mehr die Rede sein und der Unverschämte, der ihre Marie-Louise beleidigt hätte, dürfe ihr nicht wieder über die Schwelle kommen. Ihr Herzblatt, dem die Verlobungsgeschichte, wie sie wol wußte, mehr Spott als Bedauern eintrug, hatte sie zu einer Base nach Orthez geschickt; sie konnte nun ihre ganze Zeit darauf verwenden, die Madelon zu überwachen und das gelang ihr so gut, daß der Galoudet, der abwechselnd in hellem lichten Zorne war oder sich der tiefsten Niedergeschlagenheit überließ, nicht ein einziges Mal Gelegenheit fand, das Mädchen zu sprechen.

So war das Jahr zu Ende gegangen. Die hochheiligen Feste: Weihnacht, Sanct Stephan, Neujahr, Dreikönig waren vorüber; da hieß es plötzlich, die Marie-Louise hätte in Orthez einen Freier gefunden, würde nächstens kommen, ihn der Mutter zu präsentiren und dann sollte sofort der Vorspruch sein. Durch die Plätterin Manon, die Vertraute der Maxime, wurde ferner bekannt, daß der Bräutigam aus guter, wohlhabender Familie, großer Schweinezüchter und Theilhaber einer der berühmten Schinkenhandlungen von Orthez sei. Die Marie-Louise würde also eben so vornehm als eine Kaufmannsrau zu Pau. Daß sie selbst

in der Woche eine goldne Uhr an goldner Kette tragen würde, war bereits ausgemacht. Die Maxime strahlte förmlich und den Galoudet's schien es gerathen, diese gute Stimmung zu benutzen. Durch den alten Kennet, der zu Neujahr Maire geworden, also ein Mann von Einfluß und Ansehen war, ließen sie der Bäckerin Verzeihung antragen, aber umsonst. Die Maxime hatte, sobald sie die Absicht des Kennet errathen, rumb heraus erklärt: er möge sich keine Mühe geben, dem Pierre Galoudet gäbe sie ihre Tochter nicht und kein Heiliger und kein Teufel solle sie von diesem Entschluß abbringen.

Kein Heiliger und kein Teufel! Als mir der Galoudet diese Worte mittheilte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ohne mich zu besinnen, rief ich aus:

„Was giebst Du mir, wenn ich den Teufel finde, der dies böse Weib zur Raision bringt?“

Aber der Galoudet hatte wieder einmal seine kleinmüthige Laune. Es würde Alles nichts nützen, meinte er und selbst wenn ich die Alte zur Einsicht brächte, wäre nichts erreicht. Die Mabelon hätte doch nicht die rechte Liebe zu ihm, sonst hätte sie sich unmöglich so ohne Weiteres fügen können.

Wenn der Galoudet dies Klage lied anstimmte, war nichts mit ihm zu machen, das wußt' ich schon. So ließ ich mir denn nun das Versprechen geben, daß er mich und die Kameraden in nichts hindern würde und ging an's Werk.

Der Carneval stand vor der Thür, der sollte uns helfen. Auch jetzt noch geht es, wie Ihr Alle wißt, zur Faschingszeit in ganz Béarn bunt und lustig genug zu, aber in meiner Jugend war es noch lustiger. Man hatte mehr Muth und Uebermuth als heutzutage, fragte nicht erst, ob man sich an Diesem oder Jenem die Finger verbrennen könne und brauchte sich nicht vor der Polizei in Acht zu nehmen, die jetzt ihre Nase in Alles hineinsteckt. Die Fastnachtcomödien, die von Alters her zur Strafe der Bösen und zum Schutz der Unterdrückten bei uns zu Lande gebräuchlich waren, kamen viel häufiger vor, als jetzt, wo man lieber etwas aus Büchern aufführt. Mancher Uebelthäter, den kein Richter fassen konnte, erhielt durch diese Spiele den verdienten Lohn; mancher wurde sogar durch sie zur Umkehr gebracht und wer eine solche Comödie erfand und ausführte, hatte Lob und Ehre davon. Mein Vorschlag, ein Fastnachtspiel zu machen, wurde denn auch von allen Kameraden mit Jubel begrüßt. Der Eine brachte Dies, der Andere Das in Vorschlag; sobald der Gang des Stückes festgestellt war, fing in aller Heimlichkeit das Probieren an; Ankleidungen und Masken gab es von frühern Comödien her und als die Zeit der Aufführung herankam, ging Alles wie am Schnürchen.

Unser Stück — wie gewöhnlich eine Tanz-Pantomime mit Chorgesang — war einfach und verständlich. Auf einem Wagen, welcher vort bei jedem rechten Fastnachtspiel noch heutigen Tages unentbehrlichen Teufelschaar umgeben war, saß eine Alte mit zwei jungen Mädchen — d. h. der Nicolas Kennet und zwei andere Kameraden in Weiberkleidern

denn zu allen Zeiten haben in solchen Comödien nur Männer gespielt. Das eine Mädchen war groß und stark, saß aufgebügelt da und legte die Hände in den Schooß; das Andere, ein zierliches, kleines Ding, war eifrig mit Spinnen beschäftigt. Die Teufel stimmten ein Tanzlied an; ein Bursche mit rother Schärpe, einen Blumenstrauß an der Jacke, tanzte herbei — der Knecht des Kennet war es — und bewarb sich um die Spinnerin. Die Alte schüttelte den Kopf und gab ihm zu verstehen, daß er die Gepuzte nehmen möge, aber er wollte nicht und wurde endlich von der Alten, die durch Geberden ausdrückte, daß sie die Fleißige nicht entbehren könne, fortgeprügelt. Die Gepuzte, die inzwischen ihren Unwillen über den spröden Bewerber kund gegeben hatte, sah umher, ob kein Anderer käme, stieg vom Wagen, fing an zu suchen — immer vorzuziehend natürlich — und fand endlich einen Burschen, der ein Ferkel vor sich her trieb und einen Geldsack unter dem Arm trug. Das große Mädchen verfolgte ihn, bis er ihr den ersehnten Verlobungsring auslieferte, zog ihn zum Wagen, zwang ihn, mit Schwein und Geldsack hinauf zu klettern und bat die Alte um ihren Segen, den sie auch bereitwillig ertheilte. Während sie so beschäftigt waren, kam der Freier der Spinnerin und koste mit ihr. Doch die Alte sah es, stürzte herbei, jagte ihn abermals fort und schlug unbarmherzig auf die Kleine los, sie zu schnellerer Arbeit anzutreiben, wobei die Große und ihr Freier mit schadenfrohem Lachen zusahen. Damit war denn aber auch das Maß des Bösen voll und der Gottseibeius, der in jedem Fastnachtspiel den Ausschlag giebt, erschien. Eine Ofengabel als Spazierstock benutzend, schwang er sich auf den Wagen, stieß das Brautpaar hinunter, sprang mit der Alten hinterdrein, zwang sie niederzuknien und setzte ihr seine Ofengabel auf den Nacken. Der Freier der Spinnerin kam zurück, sie warf sich in seine Arme und zum Schluß führten die beiden Paare einen Contretanz auf, während die Teufel, die sich bei den Händen faßten, in einer wilden Ronde um sie her tanzten.

So lange Jurangon steht, ward sicherlich kein Fastnachtspiel mit so viel Lust und Liebe einstudirt, als dieses. Als der Carneval-Sonntag kam, waren wir so gut im Zuge, daß wir im Stande gewesen wären, uns vor König und Königin sehen zu lassen und doch schlug mir das Herz wie ein Schmiedehammer. Die Aufführung einer solchen Comödie ist keine Kleinigkeit. . . man kann viel Ehre oder viel Spott damit erwerben und ich hatte ja noch etwas Besonderes im Sinn. Vor der Hand ließ sich aber Alles auf's Beste an: die Marie-Louise war zurückgekommen, hatte ihren Bewerber mitgebracht, der in aller Eile die Verwandtschaft kennen lernen, Haus und Hof besuchen und wenn Alles paßte noch vor der Fastenzeit — wo sich dergleichen nicht schickt — Verlobung halten wollte. Das Wetter war so gut, wie sich's um diese Jahreszeit nur irgend erwarten läßt und zur bestimmten Stunde, das heißt gleich nach der Vesper, waren alle Kameraden auf ihren Posten.

Im Hofe des Keninet, wo bei verschlossenem Thor auch die Proben abgehalten waren, hatten wir uns versammelt. Vom Plage herüber

klang das Summen und Rauschen einer großen Menschenmenge; man wußte natürlich, daß wir eine Fastnachtscomödie eingelernt hatten und wartete jetzt voll Ungebuld auf ihren Anfang. So nahm ich denn meinen Wuth in beide Hände, gab das Zeichen, die Thorflügel wurden aufgemacht und der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran gingen drei Musikanten mit Dudelsack, Flöte und Trompete; dann kamen der falsche Galoude und der Freier von Orthez, maskirt und mit Narrenkappen matt der Baretts, übrigens im gewöhnlichen Sonntagsstaate und der Letzte, wie schon gesagt, mit Ferkel und Geldsack. Hinter ihnen fuhr der Wagen mit den drei Frauenzimmern; den Maulthieren, die ihn zogen, waren ebenfalls schellenbehängene Narrenkappen aufgesetzt und den Beschluß machte der Chor der Teufel, zu denen auch ich gehörte.

Unter dem Jubel der Dorfjugend zogen wir in die Mitte des Platzes und die Aufführung begann. Herrlich war es, wie der Nicolas zuhiet und der Saquon Caudal die Maxime und die Marie-Louise nachzuahmeten wußten. Genau so nickte die Bäckerin nach rechts und links, genau so fuhr sie mit den Händen umher, während ihre Lieblingstöchter dasaß wie ein ein hölzernes Heiligenbild, den Kopf nach hinten gebogen und die Hände kreuzweis über einander gelegt. Der Cadet Blandier aber ließ den Kopf auf die Brust sinken, wie die Madelon zu thun pflegte und drehte die Spindel mit einer Geschicklichkeit, als ob er sich Zeit seines Lebens damit abgegeben hätte und wir Teufel stimmten dazu das Lied an:

Ah ma mei, qu'es doun hourouse,  
D'aver ño goui coum you.  
You qué cousi, you que héli,  
You qué troussi la maison.  
„Mutter, o wie glücklich bist Du,  
Daß Du mich zur Tochter hast.  
Nähe stink und spinne fein,  
Halte Dir das Häuschen rein.“

Das war ein Lachen unter den Zuschauern, die sich von allen Seiten herbeidrängten. Die Namen Maxime, Madelon, Marie-Louise, die hin und wieder flogen, bewiesen, daß unsere Carrikaturen erkannt waren und das neue Tanzlied gefiel so gut, daß schon bei der zweiten Wiederholung ein Theil des Publicums in die Hände klatschend mitsang:

„Mutter, o wie glücklich bist Du,  
Daß Du mich zur Tochter hast.“

Plötzlich aber — die falsche Maxime war eben dabei den Freier der Spinnerin fortzuprügeln — verstummte das Lachen, ein Flüstern ging durch die Menge; alle Köpfe wendeten sich der Richtung zu, wo im Gedränge eine wogende Bewegung entstand und im nächsten Augenblick erschien die Maxime Ducafe — die echte Maxime — in der vorderen Zuschauerreihe. Vergebens versuchten die Umstehenden sie zurückzuhalten, sie riß sich los, stürzte mitten unter die Spielenden und faßte den Dudelsackpfeifer am Arme.

„Willst Du gleich still sein! . . . und Ihr Andern auch . . . Niemand soll sich einfallen lassen, das Schandstück weiter zu spielen!“ rief sie mit heiferer Stimme und zu den Zuschauern gewendet, fuhr sie fort: „Schämt Ihr Euch nicht, über solche Abscheulichkeiten zu lachen? Ist es erlaubt, daß man so mit Unserens Spott treibt?“

„Oho, warum denn nicht? . . . Im Carneval sind wir Alle gleich . . . Jeder muß sich das gefallen lassen!“ riefen Zuschauer und Comödianten durcheinander. Einige der Kameraden flüchten über den tödlichen Zufall — sie ahnten nicht, daß ich es war, der unserer Feindin heimlich eine Botschaft geschickt hatte — noch Andere riefen mit lauter Stimme nach dem Pierre Lennet und es währte nicht lange, da stand auch der würdige Herr Maire mitten unter Teufeln und Narren und fragte, was es gäbe?“

„Die Maxime Ducafe stört das Fastnachtspiel!“ riefen die Comödianten. „Verbietet ihr das!“

„Nein, das Spiel müßt Ihr verbieten!“ fiel sie wüthend ein. „Seht her, Pierre Lennet“, fuhr sie fort und ihre ausgestreckte Hand und ihre Stimme bebten vor Zorn, „die Bunte dort ist meine Marie-Louise . . . das gelb angemalte Ungethüm daneben soll ich sein . . . selbst der Mathurin Laroche von Orthez wird, wie man sagt, in dem Schandstücke lächerlich gemacht . . . das müßt Ihr verbieten! Wozu seid Ihr Maire von Jurangon!“

Aber der Pierre Lennet hatte offenbar nichts dagegen, daß wir der Maxime einen Streich spielten. Er lachte über das ganze feiste Gesicht und meinte: seines Wissens würden Fastnachtsspiele nicht zum Verbieten gemacht, sondern zum Aufführen. Wenn sie glaube, daß ihr durch unser Stück eine Beleidigung angethan sei, möge sie uns verklagen. Für den Augenblick lasse sich nichts dagegen thun. Uebrigens würde auch das Verklagen seine Schwierigkeit haben, denn daß unser Spiel auf sie und die Ihrigen Bezug hätte, wäre nirgend gesagt.

Die Zuschauer fingen an, die Geduld zu verlieren. „Spielt weiter! spielt weiter!“ hörte man rufen; ich aber hielt es an der Zeit meinen letzten Trumpf zu wagen.

„Ihr habt Recht, Maxime Ducafe“ sagte ich; „das Stück ist auf Euch und Eure Marie-Louise gemünzt; auch der Freier Eurer Goldtochter kommt darin vor — seht Ihr, dort steht er mit Schwein und Geldsack — und es ist möglich, daß er sich dadurch beleidigt fühlt und abreißt, ehe die Verlobung in Richtigkeit gebracht ist. Von hier aus ziehen wir nämlich geradeswegs vor Euer Haus und halten dort, Euern Gast zu Ehren, die zweite Vorstellung.“

„Hört Ihr's, Pierre Lennet, hört Ihr's!“ schrie die Maxime. „Das dürft Ihr nicht zugeben . . . Ihr müßt mir helfen . . .“

„Helst Euch lieber selbst!“ fiel ich ihr in's Wort; „gebt dem Galoude die Madelon, so soll die Marie Louise ihren Freier von Orthez behalten . . . Ich wenigstens will dann nichts dagegen thun, das heißt, ich will mein Stück nicht weiter aufführen lassen.“

„Was sagt Er da? . . . Nicht weiter aufführen? . . . Das dulden wir nicht! . . . Es wird gespielt!“ riefen Comödianten und Zuschauer durcheinander. Jetzt aber trat der Galoude aus dem Gedränge, sein Gesicht glühte, seine Augen funkelten, die Niedergeschlagenheit der letzten Wochen war wie mit einem Zauberfchlage von ihm genommen. Mit einem Sage war er bei mir, faßte meine Hand und im Kreife umherblickend rief er, daß es über all das Lofen weglang:

„Das war ein Freundschaftswort, Jean-Baptiste, ich danke Dir! . . . Von Euch Andern aber hoffe ich, daß Ihr Ja und Amen dazu sagt, wenn es mir und der Madelon zum Glück verhelfen kann.“

„Ja, ja!“ riefen die wackeren Burschen wie aus einem Munde und die Zuschauer klatschten in die Hände.

„Ich danke Euch!“ fuhr der Galoude fort. „So komm denn her, Jean-Baptiste, und Du, Nicolas; Ihr sollt zum zweiten Male Zeugen sein, daß ich bitte: Maxime Ducafe, gebt mir Eure Tochter Madelon zur Frau.“

Alles lachte. Ein paar Brautführer wie wir — der Eine in Weißerröcken, der Andere im zottigen Tenselskleide mit Hörnern und Schwanz war sicherlich nie dagewesen. Nur die Maxime stimmte nicht ein. Sie bedachte sich eine Weile, dann fuhr wie ein Blitz ein hämisches Lächeln über das gelbe Gesicht und sie fragte:

„Versprecht Ihr hier vor allen Nachbarn, daß Ihr nicht weiter spielen wollt, wenn ich Ja sage?“

„Das versprechen wir!“ riefen wir Alle.

„Gut denn, Pierre Galoude“, fuhr die Maxime fort; „ich sage Ja zu deiner Werbung . . . weiter spielen dürft Ihr also nicht.“

Wieder klatschten die Umstehenden in die Hände und der Galoude, der in einem Moment blaß und roth geworden war, sagte: „Kommt, wir holen den Ring . . . wir gehen zur Madelon . . .“ die Alte vertrat uns den Weg.

„Nur nicht so hastig!“ sagte sie mit spöttischer Miene. „Erst mußt Du doch wissen, ob Dich die Madelon will!“

„O! . . . Ausflüchte . . . das gilt nicht! . . . sie wird die Kleine zwingen, daß sie Nein sagt!“ riefen die Umstehenden; der Galoude hob beschwichtigend die Hände auf.

„Gut, Ihr müßt sie fragen!“ rief er; „aber hier vor uns Allen und was sie sagt, soll gelten . . .“

„Ja, ja! ruft die Madelon her!“ fielen die Kameraden ein. „Da kommt sie schon . . . da ist sie schon!“ klang es von der andern Seite, eine Gasse öffnete sich im Gedränge und im nächsten Augenblick stand das junge Mädchen halb erschreckt, halb verwundert mitten unter den Maskirten.

„Die Marie-Louise schickt mich“, fing sie an, indem sie auf die Maxime zutrat, aber der Galoude faßte sie an der Hand und zog sie an seine Seite.

„Madelon“, sagte er und obwol er laut genug sprach, um von Allen

gehört zu werden, hefte seine Stimme, „Madelon, Du sollst jetzt vor den Nachbarn und Freunden erklären, ob Du mich heirathen willst. Was Du sagst, soll gelten . . . Deine Mutter hat es gelobt, nicht wahr, Maxime Ducafe?“

„Ja, das habe ich gelobt“, antwortete das falsche Weib und zog die Tochter vom Galoude weg; „das heißt, sie haben mich dazu gezwungen. Aber Du, Madelon, hast Deinen freien Willen und wenn Du Nein sagst, kann Niemand weder Dir noch mir etwas anhaben. Also besinne Dich, che Du Antwort giebst, und sieh Dich um: alle diese Masken sind da, um uns in einer schändlichen Fastnachtscomödie zu verspotten . . . das Eine bin ich . . . dort auf dem Wagen sitzt die Marie-Louise und die elende graue Creatur daneben sollst Du sein . . . So haben sie Hohn und Spott auf uns werfen wollen und der das angestellt hat, ist Niemand als der Galoude . . .“

„Das ist nicht wahr!“ fiel ich der Alten in's Wort. „Ich hab's andgedacht . . . Die Kameraden haben geholfen . . . der Galoude hat nichts dabei gethan.“

„Aber er hat darum gewußt und hat es nicht gehindert“, sagte die Maxime. „Da siehst Du, Madelon, wie seine Liebe für Dich beschaffen ist . . . Unsere Schande ist auch Deine Schande . . .“

„Nein!“ rief der Galoude, und es war, als ob ein paar Flammen in seinen Augen sprühten. „Nein, die Strafe trifft nur Den, der sie verdient hat! Uebrigens will ich nicht abstreiten, daß ich gewußt habe, was die Kameraden vorhatten. Vielleicht hätte ich sie davon abbringen können, aber mein Zorn ließ es nicht zu. Ist das ein Unrecht, Madelon, so wirst Du mir vergeben, wenn Du die rechte Liebe zu mir hast . . . also thu, was Dein Herz Dir eingiebt . . .“

Mit diesen Worten bot er ihr die Hand . . . in athemloser Erwartung blickten die Umstehenden auf das junge Mädchen. Ein Zittern flog durch ihre Glieder, mit scheuem Seitenblick wendete sie das Köpfchen der Mutter zu. „Madelon!“ flüsterte der Galoude . . . da legte sie ihre beiden Hände in seine ausgestreckte Rechte und mit einem Jubelschrei, auf den die Zuschauer mit hundertstimmigem Bravo Antwort gaben, riß er sie an sein Herz.

„Nun, Maxime Ducafe, Ihr versteht wol“, fing ich an; sie ließ mich jedoch nicht weiter sprechen. Noch einen bitterbösen Blick warf sie uns zu, dann machte sie rechtsum kehrt und stürzte sich so zu sagen kopfüber in's Gedränge. Kaum aber war sie unter den Zuschauern verschwunden, als alle Anwesenden wie auf Commando hinter ihr her sangen:

„Mutter, o, wie glücklich bist Du,  
Daß Du mich zur Tochter hast;  
Nähe stink und spinne fein,  
Halte Dir das Häuschen rein.“

Das Lied ist denn auch in diesem Carneval zu allen Contretänzen gesungen und obwol wir kein Fastnachtspiel hatten, war es der ver-



gnügteste Fassung, den wir je erlebt haben. Jeder ließ sich unser Stück erzählen und Jeder freute sich über die Niederlage der Maxime, noch mehr aber über das Glück, das dem Galoudet und der Madelon aus den Augen lachte.

Was soll ich noch weiter sagen? Die Marie-Louise hat den Freier von Orthez wirklich geheirathet; die Mutter ist mit ihr gezogen, hat der Madelon die Sorge für den kranken Vater überlassen und der Galoudet, der der beste Ehemann von der Welt geworden ist, hat seiner Kleinen getreulich beigegeben, ihn zu pflegen.

Jetzt ist er längst schon todt; seit ein paar Jahren liegt, wie Ihr Alle wißt, auch die Madelon auf dem Kirchhof und der Galoudet ist fortgezogen und lebt im Lande von Vigorre, wohin er seine Tochter verheirathet hat.

Seitdem werde ich so ziemlich der Letzte gewesen sein, der von der Bedeutung des Tanzliedes genau Bescheid wußte. Nun aber wißt auch Ihr, welche Bewandniß es damit gehabt hat, werdet es Euch hoffentlich merken und Euch nicht irre machen lassen, wenn wieder einmal ein Selbstschnabel kommen sollte, der das Lied langweilig findet und 'was Neues, Besseres haben will."

---

### Den Cheuren, die geschieden.

Die Sonn' ist nun geschieden  
Am blauen Himmelsrand,  
Es senkt ein tiefer Frieden  
Sich ringsum auf das Land.

Es kehrt der Hirt vom Berge,  
Der Pflüger kehrt vom Feld,  
An's Ufer lenkt der Ferge,  
Es wird so still die Welt.

Die Glocken hallen wieder  
Weit über Strom und Thal.  
Ihr alten Heimatlieder,  
Was macht Ihr mir für Qual!

Ich habe keinen Frieden,  
Es zuckt das wunde Herz;  
Der Cheuren, die geschieden,  
Denk' ich in stillem Schmerz.

Wolfgang Müller von Königswinter.

---